

Pogacar verliert Gelb an Healy

Tour geht nach harter Etappe in die Pause, Zimmermann ist raus

Le-Mont-Dore Nach einem Nichtan-griffspakt im Zentralmassiv ist Ta-dej Pogacar sein Gelbes Trikot erst einmal los, stattdessen schlug am französischen Nationalfeiertag die Stunde von Ausreißerkönig Ben Healy. Als erster Ire seit Stephen Roche vor 38 Jahren hat der Youngster nach 4450 Höhenme-tern und acht Bergwertungen mit dem dritten Platz hinter Tagessie-ger Simon Yates auf dem Puy de Sancy die Spitzenposition bei der Tour de France übernommen.

Die Grande Nation wartet dage-gen weiter seit 2017 auf einen Ta-gessieg am Fête Nationale, konnte auf der zehnten Etappe über 165,3 Kilometer wenigstens das Bergtri-kot von Lenny Martinez bejubeln. Dass die Gastgeber im Kampf um das Gelbe Trikot kaum mehr eine Rolle spielen, hat indes bereits seit 40 Jahren zum Ärger von Ex-Cham-pion Bernard Hinault Tradition.

Zumindest kurzzeitig hat auch Pogacar sein Lieblingstrikot noch einmal hergegeben. Der Weltmeis-ter, Rivale Jonas Vingegaard und die weiteren Anwärter auf eine Top-Platzierung ließen es bereits vor dem Ruhetag in Toulouse ge-mächlich angehen und erreichten mit 4:51 Minuten Rückstand das Ziel der zehnten Etappe in 1.324 Metern Höhe. Auch der deutsche Hoffnungsträger Florian Lipowitz gehörte lange der Favoritengruppe an und erreichte drei Sekunden hinter Pogacar das Ziel.

„Es war ein super harter Tag. Zehn Tage in Folge Rennen fahren. Alle waren am Limit und ich kann positiv in die nächste Woche schauen“, sagte Lipowitz der ARD. Das große Kräfteressen blieb je-denfalls aus. Pogacar startete am Schlussanstieg eine Attacke, ließ es dann aber bleiben. Ohnehin war das Tempo nicht allzu hoch. Kein Vergleich zum Vortag, als die zweitschnellste Etappe der Tour-Geschichte verzeichnet wurde.

Das nutzte Healy. Der Ire, der bereits auf der sechsten Etappe triumphiert hatte, liegt nun 29 Se-kunden vor Pogacar. Tour-Neuling Lipowitz wird mit 3:34 Minuten Rückstand auf Platz acht geführt. Sein deutscher Landsmann Georg Zimmermann gab indes das Ren-nen auf. Er war am Vortag durch eine Trinkflasche zu Fall gekom-men, erlitt zwar keine Knochen-brüche, musste aber an zwei Stel-len genäht werden und hatte ein-fach zu große Schmerzen. (dpa)



Christian Wück und die Frauen-Nationalmannschaft stehen nach der Niederlage gegen Schweden bei der EM unter großem Druck. Foto: Sebastian Gollnow, dpa

Sie stehen am Scheideweg

Für den deutschen Frauenfußball geht es im Viertelfinale der EM um mehr als nur ums Weiterkommen. Nach der Niederlage gegen Schweden ist allerdings die Skepsis gewachsen.

Von Frank Hellmann

Zürich Nia Künzer ist schon an vie-len Weggabelungen des deutschen Frauenfußballs aufgetaucht. Als Aktive, als Expertin oder inzwi-schen als Sportdirektorin des Deutschen Fußball-Bundes. Ihre vorzeitige Vertragsverlängerung bis 2029 kurz vor der EM diente als Signal, wie wichtig dem Verband der Frauen- und Mädchenfußball ist. Von fast genau acht Millionen Mitgliedern sind neuerdings 1,34 Millionen weiblich. Wirklich aktiv spielen allerdings nur knapp 100.000 Frauen und rund 119.000 Mädchen. Der Großteil ist passives Anhängsel – meist über die großen Lizenzvereine.

Im EM-Viertelfinale gegen Frankreich in Basel (Samstag, 21 Uhr/ZDF) geht's für die DFB-Frau-en auch um Sichtbarkeit, Auf-merksamkeit und Vorbilder, die mit einem Halbfinale und im bes-ten Fall mit einem Finale wie 2022 in England kreiert werden könn-ten. Doch schon im St. Jakob-Park ist der achtfache Europameister nicht mehr Favorit. „Wir haben alle gesehen, über welche Qualitäten Frankreich verfügt, über welche Dynamik, welches Tempo“, sag-te Künzer, um allerdings anzumer-ken: „Auch wir haben Stärken.“

Während die Spielerinnen bei

wechselhaftem Wetter ihren fuß-ballfreien Tag in Zürich und Um-ggebung genossen, versuchte die 45-Jährige im Pressezentrum am Kalandplatz eine ausgewogene Standortbestimmung. „Trauer-stimmung herrschte nicht. Natür-lich war die Enttäuschung da, aber es darf auch gelacht werden.“ Nie-mand müsse vom Team eine Trotzreaktion einfordern, merkte die Weltmeisterin an, denn: „Die größten Kritikerinnen sind die Spielerinnen selbst. Die Mädels wollen sich das selbst beweisen.“ Natürlich sei das Resultat gegen Schweden „eine Enttäuschung“ gewesen, „aber fast 30 Minuten ha-ben wir ein gutes Spiel gemacht.“ Und: „Wir sind in einem stark be-setzten Turnier im Viertelfinale. Ich finde uns immer noch konkur-renzfähig.“

In diesem Zusammenhang erin-terte die Sportdirektorin an das er-reichte Finalturnier der Nations League – Gegner übrigens im Herbst auch die Französinnen – und Olympia-Bronze 2024. Nach einem 1:0 gegen Spanien war Kün-zer aus der DFB-Führungsrige die einzige Person, die zur Plakette aus Paris auch die Defizite ansprach: „Dieses Auftreten hätten uns vor wenigen Monaten die wenigsten zugetraut. Aber wir wissen auch, dass es weitere Entwicklungsschritte braucht, um uns dauerhaft

auf internationalem Top-Niveau zu etablieren.“

Ein EM-Aus nach einem weite-ren Kontrollverlust wie bei der Lektion im Letzigrund würde auch die Sportchefin beschädigen, die sich nach dem Menschenfänger Horst Hrubesch für den Nach-wuchскоach Christian Wück ent-schied. Der Bundestrainer muss sich für eine Spielweise entschei-den, die nicht mehr bei jedem Ball-verlust die Kompaktheit kostet. Künzer ließ offen, ob sie selbst oder die Co-Trainerinnen Saskia Bartusiak und Maren Meinert das Korrektiv bilden. Nur so viel: Man habe nicht umsonst Assistentin-nen mit „erfolgreicher Erfahrung“ installiert.

Künzer riet: „Die Französinnen nicht ins Spiel kommen lassen, sie selbst stressen und unangenehm für sie sein. Das mögen sie dann vielleicht auch nicht.“

Mut macht eine positive Bil-anz (13 Siege, vier Unentschieden, sechs Niederlagen) – und das ge-wonnene EM-Duell 2022: Das Halbfinale in Milton Keynes ent-schied ein Doppelschlag von Ale-xandra Popp als Ausdruck deut-scher Entschlossenheit. Kann das Team einen Kraftakt mit den aktu-ellen Charakteren wiederholen? Auch Künzer schien am Montag nicht restlos überzeugt. Es ist auf-fällig, dass die in Wetzlar beheimä-

tete Sympathieträgerin öffentliche Äußerungen genau abwägt. Gleichwohl: Sie übt keine beißende Kritik, andererseits neigt sie auch nicht zur gefährlichen Schönfärbe-ri. Künzer kam auch deshalb, um die kritische Binnenbetrachtung aufrecht zu erhalten.

Und natürlich weiß sie: Spanien ist im Nachwuchsbereich so gut aufgestellt, dass deren Vorsprung noch weiter wachsen statt schrumpfen dürfte. Und weil sich Deutschland mit seinen U17- und U19-Juniorinnen nicht mal mehr für die EM qualifiziert hat, stehen Nationen wie Italien und Portugal schon in den Startlöchern. Beide wollen übrigens gerne die EM 2029 ausrichten. Genau wie Dänemark und Schweden in einer Doppelbe-werbung. Oder Polen, das kürzlich gerade als Neuling seinen ersten EM-Sieg gegen Dänemark (3:2) fre-netisch feierte.

DFB-Boss Bernd Neuendorf hat in Zürich zuletzt wieder kräftig da-für getrommelt, dass Deutschland im Dezember vom Uefa-Exekutiv-komitee den Zuschlag fürs nächste Turnier erhält. Natürlich schauen seine Funktionärskollegen auch darauf , wie sich die Nationalteams der jeweiligen Bewerberländer prä-sentieren. Auch darum geht's also, wenn am Wochenende die Wei-chen für die Zukunft gestellt wer-den.

Randbemerkung

Das hätte ins Auge gehen können



Von Tilmann Mehl

Verwunderlich, dass diese Attacke auf Tennismensch nicht genauso hart verfolgt wird wie vergleichbare Vergehen bei Fußballspielen. Fliegen Bierbecher gen Spieler oder Schiedsrichter, fordern empörte Kommentatoren Spielabbrüche, Platzsperrern oder – komplett irre – Alkoholverbot in den Stadien. Auf diese Idee ist in Wimbledon noch niemand gekommen. Weil ja die feine Schampus-Sauferei ganz etwas anderes ist als der Genuss eines Bieres. Und die Erdbeeren ja nur mit einem Schluck Champagner wirklich munden. Das ist angewandter Dünkel.

Ein Zuschauer (oder eine Zuschauerin) hatte während des Wimbledon-Finales zwischen Jannik Sinner und Carlos Alcaraz eine Champagner-Flasche geöffnet. Furchtbar elitär ist das natürlich, aber man zeigt halt gerne, was man hat. Nun folgte der Korken aber den Gesetzen der Physik, flog steil empor und landete schließlich neben Sinner, der gerade aufschlagen wollte. Sonst was hätte passieren können. Umknicken hätte er auf dem Korken können. Es hätte auch wortwörtlich ins Auge gehen können.

Aus diesem Grund feiern etliche Mannschaften in den USA mittler-weile ihre Siege mit aufgesetzten Skibrillen. Schaut verboten dumm aus, schützt aber die Augen vor



Kuriose Szene: Jannik Sinner fischt einen Champagnerkorken vom Rasen. Foto: Adam Davy, PA Wire/dpa

umherfliegenden Korken oder ge-fährlichen Spritzern. So weit hatte Biniam Girmay vor drei Jahren noch nicht gedacht. Der Radfahrer freute sich so sehr über seinen Etappensieg beim Giro d'Italia, dass er jegliche Vorsicht beim Öffnen der Champagner-Flasche ver-missen ließ, der Korken ins Auge flog und der gerade noch Glückliche kurz danach aufgeben musste. Schaden und Spott stehen oft in ei-nem direkten Zusammenhang. Der Fußballer Nicolai Müller etwa riss sich das Kreuzband, als er einen Treffer mit dem „Propeller-Jubel“ angemessen feiern wollte. Das Knie hielt den Drehungen um die eigene Achse nicht stand.

Für Stefan Kuntz kam das Aus dereinst sogar schon vor dem Spiel. Er riss sich die Bänder beim Aussteigen aus dem Mannschafts-bus. Footballspieler Brandon Mar-shall hingegen ist der lebende Be-weis, wie ungesund Fast Food ist. Er rutschte auf einer McDonalds-Tasche aus, fiel in den Fernseher und schnitt sich dabei den Unter-arm auf.

Sinner konnte weitermachen, nichts passierte. Statt Schampus-Horror-Verletzung nur eine Peti-tesse. Im Sport entscheiden oft Zentimeter über Sieg oder Nieder-lage, Bänderriss oder stabilen Stand. Man mag nicht dran den-ken, was hätte passieren können. Darauf erst mal ein Gläschen. Stößen!

Das schafft nur Chelsea

US-Präsident Donald Trump macht das Finale der Klub-WM zu einer bizarren Show. Letztlich aber drängen ihn die Londoner Spieler dank ihrer Leistung an den Rand. Paris stürzt derweil von seiner Wolke.

East Rutherford Reece James hielt die goldene WM-Trophäe in seinen Händen und schaute sichtlich verwundert nach links in das Gesicht des grinsenden Donald Trump. Auch die anderen Chelsea-Spieler blicken erstaunt auf den US-Prä-sidenten. Doch der machte keine An-stalten, das Podest zu verlassen, um den World Champions aus London nach dem triumphalen 3:0 gegen den entzauberten Cham-pions-League-Sieger Paris Saint-Germain die große Bühne zu über-lassen. Nein, der mächtigste Mann der Welt wollte am Ende der ersten groß aufgezogenen Klub-Welt-meisterschaft mit aufs Jubelbild. Und Reece tat ihm schließlich den Gefallen.

Er reckte die vom New Yorker Luxusjuwelier „Tiffany“ gestaltete Trophäe in den Nachmittagshim-

mel über dem MetLife Stadium. Es war der Startpunkt in eine lange Partynacht.

„Wir waren schon ein wenig irri-tiert“, sagte nach dem Spiel Cole Palmer. Der als „Man of the Match“ und bester Turnierspieler ausge-zeichnete Engländer sprach im Zelt neben dem Stadion zur Welt-presse. Der 23-Jährige war an allen drei Toren beteiligt. Das 1:0 und 2:0 erzielte der Flügelstürmer mit zwei quasi identischen Flachschüssen mit seinem starken linken Fuß ins lange Eck. Und den dritten Wir-kungstreffer für PSG durch den Brasilianer João Pedro bereitete Palmer mit seinem Pass noch vor der Pause vor.

Das englische Boulevardblatt *The Sun* frohlockte: „Cole Palmer hat etwas getan, was kein anderer Mann geschafft hat: Er hat Donald



Chelseas Reece James ist leicht irri-tiert von Donald Trump. Foto: Hoppe, dpa

Trump die Show gestohlen.“ Tat-sächlich konnten die über 80.000 Zuschauer nur über Chelsea und diesen famosen Angreifer Palmer staunen – allerdings auch über PSG. Chelsea-Trainer Enzo Mares-ca, ein Hobby-Schachspieler, hatte mit dem Gewinner der kleinen eu-

ropäischen Conference League den Champions-League-Sieger Luis Enrique überrumpelt. Die Maß-nahme, Mittelfeldstar Enzo Fernán-dez etwas weiter vorzuziehen und so den Pariser Strategen Vitin-ha weiter hinten und nach rechts versetzt zu binden, ging voll auf. So taten sich für Chelseas Rechts-außen Palmer riesige Räume auf.

Maresca hatte seine Mannschaft zudem mit einer „klaren Bot-schaft“ ins Finale geschickt: „Lasst PSG verstehen, dass wir hier sind, um das Spiel zu gewinnen. Und wir haben ihnen in den ersten zehn Mi-nuten gezeigt: Wir sind da!“ Es war ein großer Abend, für Palmer, für Maresca, für Chelsea. „Wir sind Klub-Weltmeister. Das ist eine top, top Leistung“, frohlockte der ita-lienische Trainer.

Die „Blues“ aus London haben

Geschichte geschrieben. Chelsea ist der erste Klub-Weltmeister im neuen XXL-Format mit 32 Teil-nehmern. Maresca prophezeite trotz der vielen kritischen Stim-men an dem Turnier, das gerade erst am Anfang seiner Entwick-lung steht: „Dieser Wettbewerb wird sehr wertvoll werden, viel-leicht sogar wertvoller als die Champions League.“ Das habe er auch seinen Spielern gesagt.

Vier Jahre sind sie nun Welt-meister. Wer den von Gigantismus und Business getriebenen Fifa-Präsidenten Gianni Infantino kennt, der ahnt, dass dieser alles daran setzen wird, sein globales Event irgendwann heller strahlen zu sehen als die schon lange eta-blierte und sportlich anerkannte Champions League des europäi-schen Verbandes Uefa. (dpa)